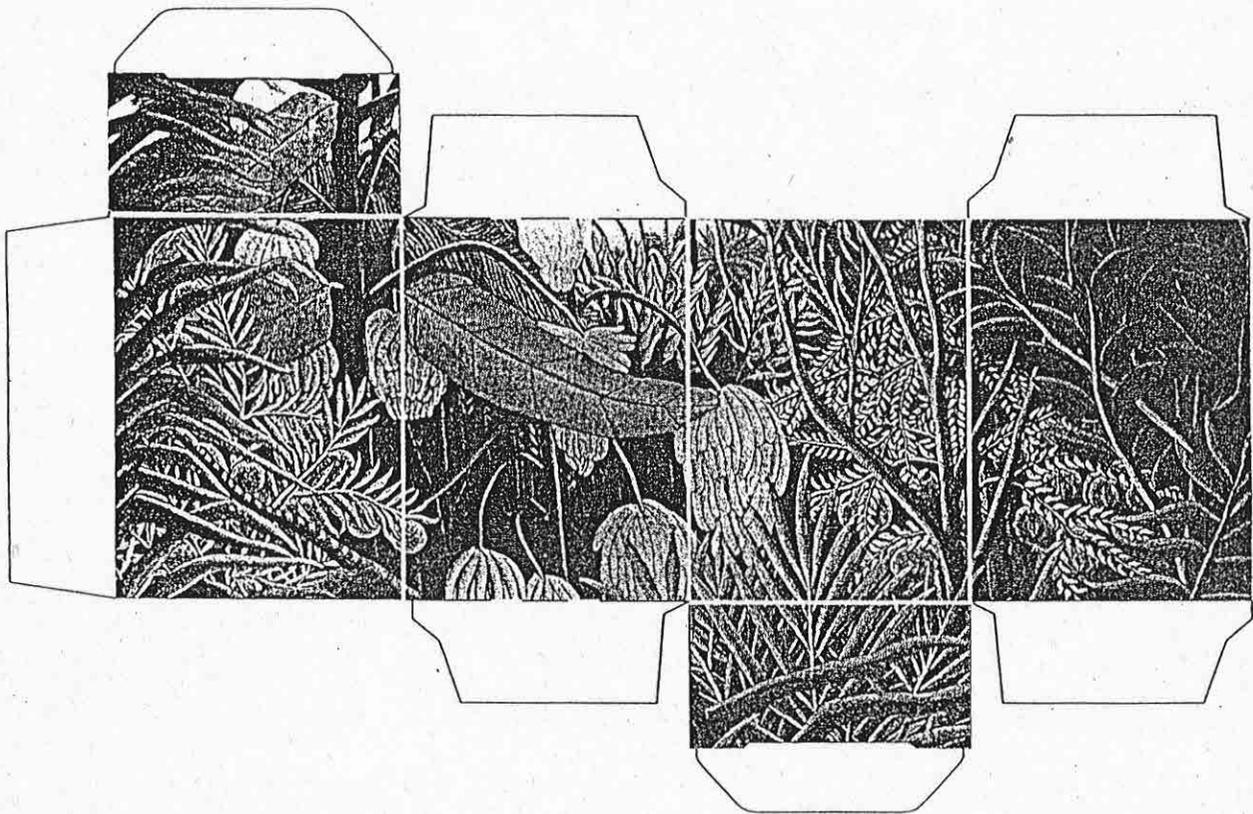

PAZIFIK- INFORMATIONSSTELLE

Hauptstraße 2
8806 Neuendettelsau
F. R. Germany



Dossier Nr. 7

TITEL: "DER WEGGEWORFENE WALD"
REGENWALDZERSTÖRUNG IN PAPUA-NEUGUINEA

AUTOR: GERD VANSELOW

DATUM: NOVEMBER 1989



Der weggeworfene Wald

Wie Japans
Verpackungsindustrie
die Regenwälder
Papua Neuguineas
zerstört

Eine Reportage
von Gerd Vanselow

Sie haben uns schöne Häuser versprochen, Schulen und richtige Straßen. Aber sie haben nichts eingehalten; nur unser Wald, der ist jetzt zerstört.“ Follof Malum wird zornig, wenn er an die falschen Zusagen denkt, mit denen die Regierung und das japanische Holz-Unternehmen bei ihm und seinem Stamm so große Hoffnungen geweckt hatten. „Die Straße hielten sie nur so lange in Ordnung, wie ihre Lastwagen in den Urwald fuhren“, sagt er. Jetzt ist sie wieder zugewachsen und kaum breiter als ein Trampelpfad.

Follof Malum lebt mit seiner Familie in Bacu, einem kleinen Dorf im Norden Papua Neuguineas, rund dreißig Kilometer von der Provinzhauptstadt Madang entfernt. Hier im Regenwald am Gogol-Fluß war die Zeit jahrhundertlang stehengeblieben. Alles ging seinen gemächlichen Gang nach Urväter Sitte: Die Bauern pflanzten für den Eigenbedarf Süßkartoffeln, Yamswurzeln, Taroknollen, Sagopalmen und Früchte. Der Wald war ein üppiges Jagdrevier, der Gogol füllte ihre Netze, und „ab und zu gelang es uns auch, ein Krokodil zu erlegen“.

Doch dann kam der Fortschritt, dann kam Japanese and New Guinea Timber, kurz JANT, und beendete das beschauliche Leben im Gogol-Gebiet. Die Geschichte des Unternehmens reicht in die Zeit zurück, als Papua Neuguinea noch unter australischer Verwaltung stand. 1969 schloß der japanische Konzern Honshu-Paper — die Muttergesellschaft der heutigen JANT — mit den Australiern einen Vertrag über die „Entwicklung der Region“ ab. Nach der Gründung der JANT wurden neue Straßen gebaut, um das 68 000 Hektar große Gebiet zu erschließen, zu dem auch das Tal des Gogol-Zufusses Naru gehört. Schneisen wurden in den Urwald geschlagen und Dörfer erreicht, deren Bewohner nie zuvor einen Lastwagen gesehen hatten. Die ersten Rodungen begannen schließlich im Jahr 1973.

Landvermesser kamen, dann die Pächter der Regierung (als Papua schon unabhängig war), die das Land an die JANT weitervermieteten, und schließlich — die Bagger und Sägen. „Wenn die Abholzungen erst einmal beginnen, werdet ihr alle in schönen Häusern wohnen, dann

kommt der Fortschritt ins Dorf“, war Malum und seinen Nachbarn prophezeit worden. Aber in die Dörfer kam kein Fortschritt: „Das war alles nur Gerede.“

Dabei klang es so gut, ja das Geld schien sogar von allen Seiten in die Familienkassen zu kommen. Da war einmal die Landpacht für die Bodennutzung, dann gab es Gewinnanteile für das geschlagene Holz, die *royalties* oder wie die Leute am Gogol sagen, die Schwierigkeiten mit dem „r“ haben, die *loyalties*. Und schließlich auch noch die Pacht für das Gebiet, das nach dem ersten Kahlschlag von der JANT aufgeforstet werden sollte.

Doch heute, nachdem die Rodungen in Bacu so gut wie beendet sind, lebt Malums Familie immer noch in der grasgedeckten Bambushütte. „Schöne Häuser“, von denen alle geträumt hatten, sind weit und breit nicht zu sehen. Für den Neuguineer steht inzwischen fest, daß es eine falsche Entscheidung war, die Japaner in sein Land zu lassen. „Wir haben uns vorher keine Gedanken gemacht, wie es sein wird, wenn der Urwald weg ist“, erinnert er sich. „Vor allem nicht, daß es dann keine Tiere mehr gibt.“

Früher hätten viele Tiere im Urwald gelebt, erzählt er, und wie gerne sei er auf die Jagd gegangen! Da gab es Wildschweine, Baumkänguruhs, Opossums, Kasuare und andere große Vögel. Bei der Erinnerung an seine Zeit als Jäger gerät

Malum ins Schwärmen: „Ich bin meist nachts mit Pfeil und Bogen losgezogen, und für jedes Tier hatte ich mir spezielle Pfeile geschnitzt: mit starken Widerhaken für die Schweine und mit gespaltener Spitze für die Vögel, damit man sie besser treffen konnte.“ Nie sei er ohne Beute zurückgekehrt. Doch all das gehört der Vergangenheit an. Seit die Japaner mit ihren schweren Maschinen in das Gogol-Gebiet eindringen, gibt es nichts mehr zu jagen oder zu fischen. Malum: „Heute kaufen wir Fleisch und Fisch aus der Dose — im kleinen Laden im Nachbardorf...“

Die Urwälder am unteren Gogol sind so gut wie abgeholzt, bereits 50 000 Hektar — jedes Jahr fallen weitere 4000 Hektar. Zunächst begannen die Rodungen nahe der Küste. Heute dauert die Fahrt mit dem Lastwagen vom Meer zu den neuerschlossenen Gebieten über vier Stunden. Immer weiter werden die Straßen ins Landesinnere gebaut, um zum letzten Stück jungfräulichen Regenwaldes zu gelangen.

Bei der Ortschaft Mawan, nahe des JANT-Camps, sind die Arbeiten in vollem Gange. *Clear-felling* heißt die Methode, mit der die Japaner die tropischen Harthölzer „ernten“. *Clear-felling*, das bedeutet, daß nach dem Fällen nichts mehr von dem übrig ist, was zuvor dort stand: kein Baum, kein Strauch, kein Gras; nichts, nur knietief zerfurchte Erde.

☆

Der Baggerfahrer ist stolz. Er gehört zu den 300 Einheimischen, die bei der JANT einen Job bekommen haben. Er zählt jetzt zu denen, die sich das leisten können, wo-

von die anderen nur träumen: regelmäßig Reis und Dosenfisch, ein Wellblechdach für die Bambushütte, ein Transistorradio — und vor allem Bier, viel Bier. Der Motor heult auf, als er seinen schweren Bagger anwirft. Eine Rußschwade strömt aus dem Auspuff, dann gibt der Fahrer Gas und fährt langsam los. Tief wühlen sich die Ketten in den feuchten Urwaldboden, bis die Baumriesen erreicht sind, die sich wie eine grüne Wand vor der Maschine auftürmen. Dann Vollgas: dumpf rammt die Baggerschaufel gegen den Stamm, hoch oben krachen bereits die ersten Äste. Sie haben der Erschütterung nicht standgehalten und fallen dumpf zu Boden. Vögel fliegen kreischend davon. Dann ein erneutes Anfahren, wieder ein Krachen, wieder fallen Äste. Doch der Baum steht noch fest. Dann ein dritter Versuch, der Baum beginnt zu wackeln; die dicken Wurzeln können die Wucht des Stoßes nicht mehr abfedern. Sie lösen sich aus dem Erdreich, der Baum neigt sich langsam und fällt schließlich wie mit einem Peitschenknall zu Boden. Der Rest ist Routine: Es kommt der Arbeiter mit der Kettensäge — allen europäischen Sicherheitsbestimmungen zum Sport barfuß, nur mit einer Turnhose bekleidet — und macht sich über den Stamm her. Er sägt die Wurzeln ab und die Äste, bis der Stamm für Lastwagen transportabel ist. Dann wird der einstige Urwaldriese angekettet und von einer Zugmaschine zur Straße geschleift, eine tiefe Spur im Erdreich hinterlassend.

☆

„Die Abholzungen haben viele verschiedene Folgen für die Umwelt“, erklärt Simon Saulei, Direktor am forstwissenschaftlichen Forschungszentrum in Lae. Vor allem das Durchwühlen der Humusschicht könne zu einer starken Erosion führen, besonders an den Hängen. „Im Boden nimmt auch der Phosphorgehalt ab; das heißt, die Erde verliert an Fruchtbarkeit.“ Zudem hat Saulei festgestellt, daß viele wertvolle Baumarten auch nach Jahren nicht mehr nachgewachsen sind, wohl deshalb, weil die Bäume gefällt wurden, bevor sie ihre Samen abwerfen konnten. Was sich dagegen immer mehr ausbreitet, ist Grasland. Er hat auch mit den Leuten im Gogol-Gebiet gesprochen: „Die sind alle enttäuscht. Die Abfindungen, die sie für ihre Wälder erhalten haben, waren in Wirklichkeit lächerlich.“

Die Dorfgemeinschaft in Bacu erhielt pro Jahr durchschnittlich umgerechnet 600 Mark für die Anteile am Holzverkauf, dazu noch einmal den gleichen Betrag für die teilweise Landnutzung des 190 Hektar großen Stammesgebietes. Auf 27 Familien aufgeteilt machte das 44 Mark pro Jahr. Andere Dörfer kamen noch viel schlechter weg. Besser verdient hat der Staat an dem Geschäft. Er kassierte drei Viertel der Summe an den Holz-Anteilen in Form von Steuern: Zwei Viertel gingen an die Provinzregierung und ein Viertel an die Nationalregierung in Port Moresby. Erst im vergangenen Jahr haben die Politiker nach Protesten der Landbesitzer den Steu-

ersatz geändert. Nun erhalten die Waldbesitzer 75 Prozent vom Holzgeschäft, der Rest geht an die Provinzregierung. Allerdings werden nur noch wenige Bauern von dieser Regelung profitieren, denn die Waldbestände im Gogol-Gebiet neigen sich ihrem Ende zu.

Follof Malum hat für seinen Stamm noch das Beste aus der Situation gemacht. Er hat das Geld aus drei Jahren Holzträgen auf einem gemeinschaftlichen Konto angelegt. „Irgendwann werden wir uns davon vielleicht ein gebrauchtes Auto kaufen oder einen kleinen Laden eröffnen“, meint er. Viele Dörfer sind weniger sorgsam mit dem Geld umgegangen. „Die haben am Zahntag ein Fest gefeiert und den Verdienst in Bier umgesetzt.“

Im JANT-Camp, dreißig Kilometer flußaufwärts, herrscht reges Leben. Lastwagen fahren in die Werkstatt, die Mechaniker checken sie durch. Die Männer schweißen, wechseln Reifen, warten Motoren. An einem Ende des ungeteerten Geländes stehen im Gras die verrosteten Wracks. Sie werden hier noch an die Abholzungen erinnern, wenn sich die Japaner längst neuen Urwaldgebieten zugewandt haben. Daneben die Grube, eineinhalb Meter tief, drei Meter lang, einen Meter breit, zum Hang hin offen. Ein Arbeiter lost einen Lastwagen über die Öffnung. Ölwechsel. Ein paar Handgriffe und das Öl tropft in die Grube, deren Boden bereits eine dicke, schmierige Schicht bedeckt. Das Altöl sucht sich langsam seinen Weg; zäh fließt es zur Grubenöffnung und verklebt dort die Erde. Der Regen, der am Nachmittag einsetzt, tut ein übriges: Er schwemmt das Öl zum nahegelegenen kleinen Bach, der schließlich in den Gogol-Fluß mündet.

Nicht weit entfernt vom Camp liegt das kleine Dorf Omuru. Dort ist Adik Gulandi aufgewachsen. Weil er es einmal besser haben sollte, schickte ihn sein Vater auf die High-School. Heute zählt der junge Mann zu den Privilegierten, die einen festen Arbeitsplatz haben und noch dazu in einem Madanger Büro. Doch im Gegensatz zu den vielen Neuguineern, die in die Stadt strömen, hat er bei all dem „Wohlstand“ sein Dorf nicht vergessen. Und er ist besorgt: „Die JANT zerstört alles rund um die Dörfer.“ Wenn er heute seine Familie besucht und die geschändete Natur sieht, wird er jedesmal zornig. Vor allem die Zerstörung der Flüsse, des Gogols, in dem er als Kind noch gefischt hatte, macht ihn wütend.

Angefangen habe alles damit, daß die Holzfäller nicht nur den Urwald abholzten, sondern auch viele Bäche mit ihren schweren Baggern zerstörten und somit einen Teil des Gogol-Zuflusses abschnitten. „Auch die Auflage, einen Abstand von zwanzig Metern zum Ufer einzuhalten, wurde nicht befolgt“, sagt Gulandi. Oft seien Bagger bis an den Fluß herangegangen. Die Folgen ließen dann auch nicht lange auf sich warten. Wegen der fehlenden Zuflüsse sank der Wasserspiegel drastisch, Teile des Ufers — ohne Schutz vor Erosion — bröckelten ab; der Fluß

begann zu versanden. So sei es dann auch kein Wunder, daß die Flußtiere verschwunden sind. „Nur noch einige Fische, die gewöhnlich in Sümpfen leben, schwimmen hier. Aber denen wird das Altöl auch noch den Rest geben“, meint Gulandi.

Weil er all dem nicht länger tatenlos zusehen wollte, hat er sich der Umweltvereinigung Friends of the Earth (Freunde der Erde) in Madang angeschlossen. Die kleine Organisation, die sonst hauptsächlich in Port Moresby aktiv ist, konnte auch schon einen ersten Erfolg verbuchen: Von den Vereinten Nationen erhielt sie 5000 US-Dollar, wofür sie Kakao-Setzlinge kaufte und an die Bauern kostenlos verteilte. „Erstens werden damit Leute unterstützt, und zweitens bieten die Bäume Schutz vor Erosion“, sagt Gulandi, „denn was die Japaner wieder aufgeforstet haben, ist lächerlich.“

Tatsächlich hat eine nennenswerte Aufforstung nie stattgefunden. Von den 50 000 Hektar gerodeten Regenwaldes sind lediglich 3000 Hektar „erneuert“

worden. Was die Japaner von der Aufforstung wirklich halten, läßt sich an der „Baumschule“ unweit des Arbeitscamps erkennen. Vier Leute sind hier beschäftigt und pflegen die fünf rund fünfzig Meter langen Reihen von Setzlingen. Dafür wurde eigens die Gogol-Aufforstungs-Gesellschaft gegründet, an der die JANT und der neuguineische Staat jeweils zur Hälfte beteiligt sind. „Wir bepflanzen 100 bis 200 Hektar Land pro Jahr“, erläutert Alu Andrew, der Leiter des Vier-Mann-Teams. Dem stehen 4000 Hektar jährlich gefällter Urwald gegenüber. Gepflanzt werden hauptsächlich schnellwüchsige Eukalyptusbäume, und zwar im Abstand von vier Metern. „Im Jahr 1975 haben wir damit angefangen“, sagt Andrew, „und heute können wir von den Eukalyptusbäumen jedes Jahr so viele ‚ernten‘ (also fallen), wie wir neue pflanzen.“

Das bedeutet, daß nicht einmal die kleine aufgeforstete Fläche weiterwächst. Die Neuanpflanzungen dienen nicht der Regeneration der Natur, sondern nur dem erneuten Kahlschlag. Zweimal soll dem *Clear-felling* das Aufforsten und ein erneutes Fällen folgen. Dann, so meinen die Fachleute, wird sich die JANT nach anderen Gebieten umsehen. Ob die Japaner nach dem zweiten Einschlag nochmals Bäume pflanzen (die sie dann nicht mehr nutzen können), weiß auch Andrew nicht.

☆

„Es kann losgehen“, ruft der Fahrer. Sieben schwere Baumstämme liegen auf der Ladefläche des überlangen JANT-Lkws. Nur wenige Stunden ist es her, daß sich der Baggerfahrer und der Barfußige mit der Kettensäge mit ihnen herumquälten mußten. „Es wird staubig werden“, fügt der Mann noch hinzu, und dann beginnt die sechzig Kilometer lange Tour vom oberen Gogol nach Madang. Schon nach wenigen hundert Metern sind die Holzfäller und ihre Maschinen durch die Staubwolke hindurch nicht mehr zu er-

kennen. „In ganz Neuguinea existiert nur eine einzige durchgehende geteerte Straße“, erklärt der Fahrer, „der Highway von Lae ins Hochland.“

Zu beiden Seiten der Fahrbahn sind die Folgen der Abholzungen noch deutlich zu erkennen: Eine baumlose Graslandschaft erstreckt sich einige Kilometer weit. Dann ein Wald. „Das sind die Eukalyptusbäume, die die *company* angepflanzt hat. Sie sind jetzt schon neun Jahre alt und können bald wieder gefällt werden“, erläutert der Fahrer. Der Wald ist gut nachgewachsen und sieht fast so aus, als stünde er schon immer hier. Nur bei genauerem Hinsehen ist die Ordnung der Pflanzler zu erkennen. Bald also folgt der zweite Kahlschlag, das zweite *Clear-felling* — und es bleibt nur noch aufgewühlte Erde zurück.

Dann wieder Steppenlandschaft. Die Straße führt einen kleinen Berg hinauf. Plötzlich ein ungewohnter Anblick: ein Urwaldriese, mitten in der Steppe. Gut dreißig Meter hoch erhebt sich der Baum auf einem Hügel. Der letzte Zeuge der Vergangenheit. „Den haben sie stehen gelassen“, sagt der Fahrer, „weshalb, weiß ich auch nicht. Vielleicht haben das die Landbesitzer gefordert, weil der Baum heilig ist.“ Der Riese ist noch lange zu sehen, in der sich neigenden Abendsonne wirkt sein Anblick gespenstisch.

Die Straße nähert sich Madang. Auf dem letzten Stück wird die Vegetation üppiger. Hier hatte die Natur immerhin schon fünfzehn Jahre Zeit, sich von dem Kahlschlag zu erholen. Zwar wuchsen keine Urwaldriesen nach, aber niedrige lichte Wälder; die Tiere allerdings kamen nicht zurück.

Madang, die Provinzhauptstadt (20 000 Einwohner), galt in der deutschen Kolonialzeit als die Perle des Pazifiks und schönste Stadt Neuguineas. Auf einer Halbinsel gelegen, mit einem nur schmalen Zugang zum Festland, ist der Ort an allen Seiten vom tiefblauen Meer umgeben, das wiederum mit zahllosen Seitenarmen in das Stadtgebiet hineinreicht. Dazu viele Lagunen und Parkanlagen — noch von den deutschen Kolonialisten gebaut —, die das Stadtbild immer wieder auflockern. Und natürlich Strand, Palmen und viele kleine Inseln...

Auch die Japaner haben sich für ihr Sägewerk ein schönes Stück Land am Stadtrand ausgesucht, direkt am Meer. Die Stämme werden abgeladen, kommen über ein Förderband in eine der Hallen und werden entrindet. Danach folgt das endgültige Ende des einstigen Urwaldriesen: Er wird in der Sägemühle zu zentimeterlangen Spänen oder „Chips“ (wie man in Madang sagt) verarbeitet.

Von der Mühle führt ein Förderband zu einem braunen Berg, gut dreißig Meter hoch und mehrere hundert Meter in der Länge und in der Breite: Hier nun liegt der Urwald auf Halde — in kleine Stücke geraspelt. Um 700 Tonnen wächst der Berg täglich an, bis das nächste Schiff kommt, 18 000 Tonnen Späne auflädt und

nach Japan fährt. Eine gute Woche dauert die Reise, dann wird der geraspelte Regenwald „weiterverarbeitet“ — zu Verpackungsmaterial, zu Kartons für Panasonic Videorecorder und Sony Stereoanlagen zum Beispiel.

☆

„Die Abholzungen auf Neuguinea nehmen immer größere Ausmaße an“, sagt Harry Sakulas, der Direktor des Ecology Institute in Wau. Das regierungsunabhängige Umwelt-Zentrum in der benachbarten Provinz Morobe — das einzige dieser Art auf der Südseeinsel — verfolgt diese Entwicklung schon lange mit großer Sorge. „Jetzt, da viele ostasiatische Wälder ausgebeutet sind, drängen immer mehr Unternehmen in unser Land“, sagt er. Einige der neuguineischen Inseln seien schon total abgeholzt, die Leute dort müßten jetzt ihr Brennholz vom Festland einführen. „Das Problem ist, daß die Bauern nicht wissen, was auf sie zukommt und sich schon gar nicht vorstellen können, was eine völlige Abholzung bedeutet“, erläutert der Biologe.

Sein Kollege Nikolaus Müller ist vom Deutschen Entwicklungsdienst an das Institut entsandt worden. Der Wirtschaftswissenschaftler ist für die finanzielle Seite der Arbeit zuständig — eine wichtige Aufgabe, da sich das Institut selbst finanzieren muß, hauptsächlich aus dem Erlös des Kaffeeanbaus. „Es ist unvorstellbar, wie hier die Wälder ausgebeutet werden; 60 000 Hektar Wald werden jährlich in Papua Neuguinea abgeholzt — 1,5 Millionen Kubikmeter Holz —, Umweltfragen spielen dabei überhaupt keine Rolle.“ Daher will das kleine Umweltzentrum mit seinen zwölf Wissenschaftlern eine „Bewußtseinskampagne“ starten, um die Landbevölkerung zu informieren. Aus möglichen neuen Rodungsgebieten sollen die Dorfältesten in die Gegenden gebracht werden, wo die Abholzungen schon beendet sind und das Land zerstört ist — damit sie mit eigenen Augen sehen, was geschieht, wenn sie ihr Land den Baggern und Sägen ausliefern.

„Ein Skandal ist es, daß die JANT, solange sie arbeitet, noch keine Steuern gezahlt hat“, erklärt Roman Grynberg, ein Kanadier polnischer Abstammung und Wirtschaftswissenschaftler an der Universität Port Moresby. „Natürlich arbeitet das Unternehmen profitabel, doch die Japaner sind Experten im Verschleiern von Gewinnen.“ Die Methode sei nicht einmal besonders kompliziert, meint er. Die JANT verkaufe die Holzspäne extrem billig an die Muttergesellschaft Honshu-Papier. „Das ist möglich, weil es keinen vergleichbaren Weltmarktpreis gibt, denn nirgendwo sonst werden Wälder mit 200 verschiedenen Harthölzern zu Chips verarbeitet.“ Im Gegenzug kaufe die JANT ihre technische Ausrüstung, also Bagger, Zugmaschinen und Lastwagen, bei Honshu-Papier zu weit überhöhten Preisen. Das Geld dafür habe JANT bei der Mitsui-Bank aufgenommen, die wiederum zu-

sammen mit Honshu-Papier das riesige japanische Mitsui-Konglomerat bildet. Über die Schuldzinsen wird es dann unversteuert außer Landes gebracht. „Von den fünf größten Unternehmen der Holzindustrie, die rund sieben Prozent des Holzes exportieren, hat seit über einem Jahrzehnt offiziell nur eine einzige ständig Gewinn gemacht“, erklärt Grynberg.

Doch es sind nicht nur die Steuern, die dem Land durch diese Praktiken verlorengehen. „Mit dem Argument, wir machen keine Gewinne“, drückt sich die JANT auch vor allen anderen Verpflichtungen“, sagt Grynberg. Da seien zum einen die Industriezweige, die nachfolgen sollten; etwa ein Furnierwerk der JANT, das Arbeitsplätze geschaffen hätte. „Auch eine größere Aufforstung fiel diesem Argument zum Opfer, denn wer kein Geld hat, kann auch nicht in großem Stil Bäume pflanzen“, meint Grynberg ironisch. Die neuguineische Regierung könne und wolle dem auch keinen Riegel vorschieben. Ein Untersuchungsausschuß habe erst kürzlich die Verflechtungen von Politik und Industrie nachgewiesen, merkt Grynberg lapidar an, der sich in den vergangenen Jahren immer wieder öffentlich zu diesem Thema geäußert hat und dem dafür bereits mehrmals die Ausweisung angedroht wurde.

Dabei sind die Geschäftspraktiken der Holzindustrie kein Geheimnis. Auch daß dem Staat dadurch Steuereinnahmen in Millionenhöhe verlorengegangen sind, ist in allen Zeitungen nachzulesen. Lediglich einmal, Anfang der achtziger Jahre, sei ein ernsthafter Versuch unternommen worden, japanische Unternehmen zur Einhaltung der Vertragsklauseln zu zwingen. „Die damalige Regierung hatte angekündigt, der Firma die Rodungsrechte zu entziehen“, erinnert sich Grynberg. Daraufhin habe die japanische Regierung gedroht, ihre finanzielle Hilfe für Papua Neuguinea zu stoppen. „So blieb alles beim alten.“

☆

Tatsächlich läßt es die japanische Regierung nicht an wirkungsvollen Geschenken fehlen. Da planen sie, in die — selbst für neuguineische Verhältnisse — extrem unterentwickelte Western-Provinz ein komplettes Krankenhaus hinzustellen. Oder sie versprechen, in Port Moresby einen Tunnel zu bauen. Oder sie schenken dem Entwicklungsland einfach ein teures forstwissenschaftliches Forschungszentrum. „Zuckerbrot und Peitsche“, meint Grynberg trocken.

Als höchst bedenklich bezeichnet der Wissenschaftler ferner, daß es überhaupt keine Kontrolle gibt, wieviel Holz die JANT tatsächlich schlägt. „In Deutschland wird sich das sicher niemand vorstellen können, aber die Holzmenge wird von JANT-Angestellten in eine Liste eingetragen und dem Forstamt zugeschickt“, sagt Grynberg. Nach diesen Firmenangaben bemessen sich dann die Anteilsgelder für die Waldbesitzer. „Das ist genauso, als ob

man einem Dracula die Aufsicht über die Blutbank anvertraute.“

Von all dem weiß Follof Malum nichts. Er würde auch nicht verstehen, wie man Steuern für den Staat in Zinsen für die eigene Muttergesellschaft umwandeln kann. Der Bauer, der nie über den Tag hinaus planen mußte, der die Früchte vom Feld holt, wenn er Hunger hat, der keine Vorratshaltung kennt, weil in dem tropischen Klima beinahe alles täglich geerntet werden kann: Dieser Neuguineer, der sein Alter nicht kennt, kann dies alles ebenso wenig verstehen wie damals die Verhandlungen um die Abholzungsrechte. Für ihn war das moderne Leben nur eine kurze Zeit präsent, als die Bagger kamen und er vom Wohlstand träumte. Nun hat sich wieder der alte Lebensrhythmus eingestellt. Malum lebt nach wie vor in seiner Bambushütte, seine Frau geht weiter zum Feld und bringt Taro, Yams und Süßkartoffeln mit nach Hause. Die Geschäftspraktiken kann Malum nicht nachvollziehen, aber eines möchte er gerne wissen: ob es stimmt, was er neulich in Madang gehört habe: „Daß die Japaner aus unserem Wald Verpackungen machen, die sie dann später wieder wegwerfen.“